

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	41 (1965-1966)
Heft:	8
Artikel:	Jahrgang 96 : Erinnerungen an die Gründung des Schweizer Spiegel im Umbruch der zwanziger Jahre
Autor:	Guggenheim, Kurt
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1079488

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

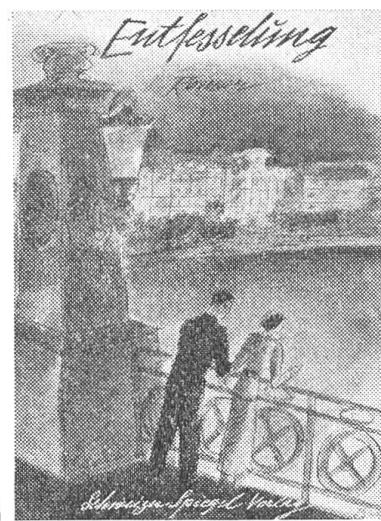
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jahrgang



96

**Erinnerungen an die Gründung des Schweizer Spiegel
im Umbruch der zwanziger Jahre**

Von Kurt Guggenheim

In diesem Sommer feiern die beiden Gründer des Schweizer Spiegel ihren siebzigsten Geburtstag: Dr. Adolf Guggenbühl am 21. Juni, Dr. Fortunat Huber am 27. September.

Der Schriftsteller Kurt Guggenheim, der dieses Jahr – am 14. Januar – ebenfalls siebzig wurde, hat als Freund und Jahrgänger der beiden ersten Herausgeber auf mehrfache Art die Gründung miterlebt. Durch ihn kam auch die Zeitschrift bald zu einem Mitarbeiter, der junge Verlag zu einem hervorragenden Roman-Autor, und dieser hatte damit seinen ersten Verleger gefunden. Bereits in seinem 1934 erschienenen Erstling, «Entfesselung», kündete sich der feinsinnige, einführende Schilderer von Zürichs vielfältigem Geist und Wesen an. Was die Herausgeber auf dem oben wiedergegebenen, von Fritz Butz illustrierten Umschlag schrieben, ist für den Großteil des Werks von Guggenheim kennzeichnend geblieben: «Unsere Landschaft, unsere täglichen Erlebnisinhalte, Menschen der verschiedensten Milieus, die wir alle kennen, werden hier auf überraschende Art gesehen. Alles, was wir dumpf und oft unbewußt empfinden, bekommt plötzlich Form und Ausdruck ... Wir glauben nicht, daß in der letzten Zeit ein Buch herausgekommen ist, das die Bezeichnung „glänzend geschrieben“ in diesem Maße verdient ...»

Auch der nachstehend erwähnte Schulreformer und spätere Seminardirektor Willy Schohaus gehört, obwohl am 2. Januar 1897 geboren, als Schulkamerad zur Schar der Altersgenossen unter den ersten Mitarbeitern. Guggenheims persönliche Reminiszenzen deuten zugleich das Bild jener Generation im

vierten Lebensjahrzehnt und die geistige Situation an, in der sich damals unser Land befand. Übrigens: eine Situation gar nicht so unähnlich der heutigen!

Wir freuen uns, als zweite Schweizer Spiegel Generation mit diesem Aufsatz zugleich der Wertschätzung, die wir für den Dichter Kurt Guggenheim empfinden, wie dem Dank an die Gründer des Schweizer Spiegel und der Freude Ausdruck zu geben, ihr großartiges und so nötiges Werk weiterführen zu dürfen.

Der Schweizer Spiegel enthält selten Geburtstagsartikel. Wir glauben aber, auch im Namen eines großen Teils unserer Leser sprechen zu dürfen, wenn wir heuer seinen Gründern und zugleich ihren Altersgenossen unter den ersten Mitarbeitern unsere herzlichen Glückwünsche entbieten.

Daniel Roth Beat Hirzel

Eine Generation ist so etwas wie eine Verschwörung. Bis zu einem gewissen Alter richtet sie sich gegen die Väter; sie gebärdet sich aggressiv und defensiv zugleich. Später lichten sich die Reihen der Gleichaltrigen, und sie, die einst wider die sture Phalanx der herrschenden Alten ankämpften, stehen nun selbst da und müssen sich Konservatismus, Gartenlaube und Unverständnis für die Jugend vorwerfen lassen. Der Jahrgängerverein, einst ein Gegenstand der Komik für uns Junge, wird den älter Werdenden auf einmal in seinem Sinn verständlich.

Nach dem Tode meines Vaters im Jahre 1925 kam ein betagter Herr, ein Mann eben etwa im Alter meines Vaters, und erkundigte sich nach der Fahne

und den Bechern des A.R.S.Z., des Artillerie Revolver Schießvereins Zürich, die meinem Vater als Vorstandsmitglied dieser Vereinigung ehemaliger Artilleristen anvertraut worden waren. Ich stieg mit dem Mann in den Estrich, und wirklich fanden wir die zusammengerollte Seidenfahne mit der goldenen Spitze und die zerlegbare Stange sowie die vergoldeten und silbernen Becher, die Kränze und Medaillen, die der Verein von schweizerischen und internationalen Schützenfesten als Trophäen heimgebracht hatte. Er übernahm das jetzt, erläuterte mir Herr R.; sie seien zwar nur noch eine kleine Gruppe, aber sie kämen wenigstens einmal im Jahr im «Strohhof» zusammen. Wieviele Mitglieder sie denn noch hätten, erkundigte ich mich. Er sann einen Augenblick nach, offenbar stellte er eine Bilanz auf, dann sagte der alte Mann: «Sechs, oder sind's fünf, ich weiß wirklich nicht mehr.»

Als ich ihm nachsah, wie er mit seiner Fahne und den Bechern davonzog, dünkte es mich komisch, und ich habe die Szene oft vor meinen Altersgenossen mit großem Heiterkeitserfolg gemimt, bis ich Jahrzehnte später von der ihr innewohnenden Tragik ergriffen wurde.

Schulfreundschaft

In einer größeren Stadt wie Zürich schlingt sich das Band desselben Jahrgangs dauerhaft um die Schüler der Quartiere, in denen man aufgewachsen ist. Aus den gleichaltrigen Jugendfreunden und Schulkameraden entwickeln sich die Freundschaften auf Lebenszeit. Darauf achtet man, so lange man jung ist, zu wenig. Man sollte diesen Jugendfreundschaften sehr Sorge tragen, denn es kommen im Laufe eines Lebens keine neuen derartigen freundschaftlichen Beziehungen mehr hinzu.

Die Jugendfreundschaft, die Schulkameradschaft, besonders der Primarklassen der Volksschule, ist die einzige Art der Freundschaft, die sich über berufliche und sozial auseinandergehende Lebenswege, über Ehe und Familiengründung, über lange Landesabwesenheit, über das Sich-während-Jahren-aus-den-Augen-Verlieren hinaus, erhält. Es ist, als spiele sich das Verhältnis zweier Jugendkameraden jenseits aller übrigen Beziehungen und Kodexe ab. Den Jugendfreund kennt man bis in sein Innerstes, man nimmt ihn an, wie er ist; selbst seine Fehler und Schwächen machen ihn uns nur noch liebenswerter.

Sie gehören zu ihm, sie machen ihn aus: ohne sie wäre er nicht er, und damit nicht unser Freund.

Adolf Guggenbühl ist für mich jener Jugendfreund und Schulkamerad, der mich auf dem ganzen Lebensweg begleitet hat. Vier Primarschulklassen haben wir zusammen durchlaufen, verloren uns dann wieder für ein paar Jahre aus den Augen, weil wir verschiedene Schulen besuchten. Und merkwürdigerweise kannte ich auch Fortunat Huber, den späteren Mitherausgeber und Schwager Dölf, schon bevor sich die beiden je gesehen hatten. Das war in den zwei Jahren, da ich mit ihm, bevor wir nach Unterstrass zogen, im Schanzengrabenschulhaus die erste und zweite Primarklasse besuchte. – Das sind Futilitäten, zweifellos nimmt man sie für sich allein. Im Abstand der Zeit, und zusammengenommen mit ähnlichen Tatbeständen, gewinnen sie auf einmal eine ganz eigenartige, geheimnisvolle Bedeutung.

Der «Urban Club»

Als, Mitte der zwanziger Jahre, für uns die Periode der Wanderjahre vorüber war, lebten wir alle wieder in der Vaterstadt Zürich. Man sah sich wieder, traf sich wieder. Aus den «zornigen jungen Männern» des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegsjahre war jene Generation geworden, die versuchte, den neuen Lebensstil praktisch zu prägen. Es ging gegen die Hosenträger und gegen die gestärkten Hemdenkragen, äußerlich. Dölf war aus Amerika, Fortunat aus Wien zurückgekehrt, ich aus Frankreich. Doch während die inzwischen verschwägerten Freunde und Schulkameraden ihr Studium abschlossen und bereits jene sensationell wirkende Notiz in der «Neuen Zürcher Zeitung» abgelassen hatten, welche die neue Zeitschrift ankündigte, befand ich mich selbst noch mitten im Stadium der Unentschlossenheit.

Eine Erfahrung, die ich in jenen Jahren machte, war die, daß sich die Freundschaften eines Menschen phylogenetisch nebeneinander entwickeln. Jede Freundschaftsgruppe verhielt sich zu einer anderen wie ein Stammesbereich, der von andern, benachbarten getrennt war, hermetisch abgeschlossen. Man hätte sie, ihres Ursprunges eingedenkt, mit «Schule», «Militärdienst», «Beruf» oder auch mit der Bezeichnung eines Vereins, eines Sports überschreiben können. Diese meine wirklichen und erprobten Freunde mußten sich aber, wie mir schien, auch unter sich zur Freundschaft eignen.

Es stellte sich heraus, daß ein gleiches Bedürfnis nach dem Zusammenbringen von Gleichaltrigen, Gleichgesinnten auch bei meinen ehemaligen Schulkameraden vorhanden war, und das führte dann zu dem damals sehr kühnen Unternehmen unseres so genannten «Urban Clubs». Über dem Restaurant zur «Käshütte» mieteten wir eine Wohnung, stellten sie instand, richteten sie ein, und damit hatte sich, für mich wenigstens, ein großer Traum erfüllt. Ich konnte zwei getrennte Stämme meiner Freunde zusammenbringen, und das war ein Vorgang, in dem ich mich noch heute als ein Werkzeug des Schicksals betrachte, denn es entstand auch zwischen den Zusammengebrachten eine lebenslängliche Freundschaft.

Erster Abonnent und Verlagsvolontär

Bei der Ankündigung der neuen Zeitschrift hatte ich mich postwendend als Abonnent Nr. 1 angemeldet, und ich erinnere mich noch sehr gut des Tages, als ich durch das geräumige Treppenhaus des Storchenbazars an der Gemüsebrücke zum obersten Stockwerk des alten Gebäudes zur Redaktion des Schweizer Spiegel emporstieg, um die Freunde an ihrem Arbeits- und Schicksalsplatz zu begrüßen.

Auf dem Pult, an dem sich die beiden Herausgeber und Redaktoren gegenüber saßen, war eine doppelte Eisenschiene eingerichtet, auf der sich die beiden Associés das Telephon zuschieben konnten. Diese Einrichtung machte mir einen sehr tiefen Eindruck; ich dachte mir, Dölf habe sie aus Amerika gebracht. Dölf's praktische Sparvorsätze zeigten sich in einer Agenda, die er selbst, aus den Zetteln eines Abreißkalenders, verfertigt hatte. Die Pulte und Gestelle waren noch ziemlich leer; eine Ziehschublade trug die Aufschrift «Abonnenten», und Fortunat zog sie bereitwillig heraus. Meine Anmeldung lag noch allein darin.

Ich sollte dann in diesem herrlichen Kontor über der Limmat, zwischen der Gemüsebrücke und der Münsterbrücke, manchen Mittag vom Fenster aus die Möven mit Brotresten, Servelathäuten, Gräten und Häuten von geräucherten Bücklingen füttern und mir Gedanken darüber machen, weshalb die Mövenschwärme einmal mit und das andere Mal gegen den Uhrzeiger über der Limmat und am Fenster der Redaktion vorbei kreisten. Ich hatte den mir vorbestimmten kaufmännischen Beruf aufge-

geben und verbrachte ein Jahr als Volontär auf der Redaktion und im Verlag des Schweizer Spiegel.

Über die ausgelieferten Bücher Kontrolle zu führen, war mir aufgetragen. Ich hatte mir ein System ausgedacht, eine Kolonnenanordnung, die automatisch die fest verkauften Exemplare, die Exemplare à condition und die Retouren auswies und den Stand des Absatzes anzeigen. Mit undurchdringlicher, leicht skeptischer Miene ließ Fortunat mich gewähren – bis sich dann nach einigen Wochen das junge Buchverlagsunternehmen in einen richtigen «Verlag» verwandelt hatte, eine Abteilung, wo viel herumlag und vieles verlegt wurde. Aber es beeinträchtigte dieser Umstand den aufsehenerregenden Erfolg von Willy Schohaus' Buch «Schatten über der Schule» keineswegs.

Die Einrichtung des Standes an der Zürcher Kochkunstausstellung (Züka) auf dem alten Tonhalleplatz, wo der Verlag für Helen Guggenbühls «Schweizer Küchenspezialitäten» warb, gelang mir ein wenig besser. Ich tapezierte die ganze Ausstellungskoje mit einem Gewebe, wie es für Kitchenschürzen verwendet wird – und es wurde durch den Verkauf des Rezeptbuches wenigstens ein geringer Teil der Miete für den Stand gedeckt.

Not der Zeit

Den siebzigsten Geburtstag der beiden Gründer, Verleger und Redaktoren des Schweizer Spiegel empfinde ich wie eine Aufforderung, fast wie eine Herausforderung. Es geht natürlich um mehr als um ein Geburtsjahr, mehr als um einen halb dankbar, halb mit etwelchem Bedauern empfundenen Gedenktag. Es geht nicht um die Zeitschrift oder um den Verlag des Schweizer Spiegel. Ich denke, man muß es so sehen: die Gründung und die Haltung der Zeitschrift waren nicht Ursache für eine Veränderung eines Lebensstils, sondern deren Folge. Allerdings darf man ohne Übertreibung sagen, daß diese aus der Not der Zeit geborene Zeitschrift diesen Lebensstil auch beeinflußte.

Der Ausdruck «Not der Zeit» mag als eine übertreibende Formel erscheinen. Aber er besteht zu Recht. Es stand nicht besonders gut um unser Land. Die Zahl der Leute, denen das Dasein der Schweiz problematisch erschien, war beträchtlich; in vielen intellektuellen Schichten erfüllte der Völkerbund eine ähnliche psychologische Funktion wie heute

etwa die UNO und die EWG. Er erschien wie eine Patentlösung, eine Erlösung aus jener Isolation, in die jedes neutrale Land nach der Beendigung eines militärischen Konfliktes zweier Allianzen gerät. Aber es ist in der Sehnsucht nach einer übernationalen Vereinigung, einer Macht, der man einen Teil der eigenen Souveränität überläßt, noch etwas anderes enthalten: der Wunsch nach Entlastung von der eigenen Verantwortung, nach Geborgenheit im Schoße einer großen Völkerfamilie. – Daß bei der Erwähnung des Völkerbundes die Schweiz als Minaturbild hingestellt wurde, war gerade für die Schweiz nicht besonders günstig. Es gab vielen Schweizern selbst ein falsches Bild ihres Staates: die Schweiz als kleiner Völkerbund, als die Synthese dreier Kulturen, ohne nationale Eigenart, ohne einen nationalen Charakter, ohne eigene Kunst und Literatur.

Die Reaktionen des Wehrmanns, der während der Jahre 1914–1918 ein paar hundert Tage Dienst geleistet hatte, waren noch nicht in jene Euphorie hineingeraten, die sich später in der Erinnerung und bei Kompagnie-Abenden einzustellen pflegt. Das «Nie wieder Krieg», der Taktenschritt, der Gewehrgriff als tageweise einzige Beschäftigung während des Grenzdienstes, das eigenartige Verhältnis, das vielerorts zwischen der Mannschaft und dem Offizierskorps herrschte, die schwere soziale Konfliktsituation, die der Generalstreik aufgezeigt hatte, die Überzeugung, dies sei der letztmögliche Krieg gewesen, lockerten mit dem Nachlassen des Wehrwillens auch den Glauben und den Stolz auf die Demokratie und die Nation.

Aber damit war allmählich auch eine andere Lokalisierung einhergegangen: jene des Glaubens an Gott. Den Jungen erschienen die Väter als die Vertreter einer durch und durch materialistisch gesinnten Generation, denen es um nichts als um Sicherheit und Bereicherung ging. Der Idealismus der Jungen tat sich jedoch nur in negativer Weise kund, in sarkastischer Kritik, in Ironie, Spott, Achselzucken. Sie, die Väter, waren am Kriege schuld, und am Chaos, das er hinterlassen hatte.

Die herrschende Generation war patriotisch, aber gleichzeitig hinterzog sie dem Staat die Steuern, zeigte sie kein Verständnis für die sozial schlechter Gestellten, für die Arbeiter; deshalb war es ja auch zum Generalstreik gekommen. Eine maßgebende intellektuelle Schicht zeigte sich nicht. Im Gegenteil waren gerade in jenen Kreisen die Unsicher-

heit, die Labilität besonders ausgeprägt. Die russische Revolution und die Psychoanalyse, die expressionistische Kunst und die Flachdach-Architektur, die englische Arbeitszeit, die Inflationen in den Nachbarländern und der bevorstehende Untergang des Abendlandes bildeten die interessanten Themen der Caféhausgespräche und gesellschaftlichen Anlässe.

Beweiskraft des Wagnisses

In einem normalen Ablauf eines Menschenlebens kommt dem vierten Jahrzehnt eine besondere Bedeutung zu. Die Zusammenhänge werden deutlicher, es setzt sich die Einsicht durch, daß die Zeit passiver Kritik vorbei ist, daß nun mit der Verwirklichung dessen, was man als notwendig erkannt hatte, begonnen werden müsse. Dem Wagnis allein eignet die wahre Beweiskraft. Die Gründung des Schweizer Spiegel durch Adolf Guggenbühl und Fortunat Huber, die beide im dreißigsten Altersjahr standen, war jene Tat: der Übergang vom Erleiden, von der Unzufriedenheit zu dem Versuch, tätig einzugreifen und einen Zustand, eine Geisteshaltung zu beeinflussen. Vielleicht würde ich es genauer ausdrücken, wenn ich sagte: die vielfältige Wirklichkeit der Schweiz darzustellen.

Der Ankündigung des Unternehmens im Juni 1925 erinnere ich mich noch sehr gut. Der offene Brief eines intellektuellen Auslandschweizers, der ein paar Tage später in der «Neuen Zürcher Zeitung» darauf hin erschien, wirkte wie eine geschickte Regie. Der Einsender, der sich als hypothetischen Mitarbeiter bezeichnete (jedoch bald ein richtiger wurde), entsetzte sich über das «betont» Schweizerische der angekündigten Zeitschrift. Belletristik stehe immer im Gegensatz zu nationaler Eigenart. Das Schreiben wirkte wie ein Ball, der den beiden Wagemutigen zugespielt wurde, als eine willkommene Gelegenheit, ihre Auffassung von der neuen Zeitschrift öffentlich bekannt zu geben.

In der Entgegnung der Verleger hieß es unter anderem: «Ja, unsere Zeitschrift wird schweizerisch sein. Wir werden dieses Schweizertum bewahren und sogar, worüber Sie sich entsetzen, betonen. Sie haben recht: Eine französische Zeitschrift, die ihr Erscheinen mit der Zusicherung ihres betont französischen Charakters bekannt machen würde, machte uns lächeln. Und eine englische, die dasselbe täte, auch.

Aber warum? Weil jede französische Zeitschrift ohnehin französisch ist bis auf die Knochen und jede englische englisch bis ins Mark. „Literatur ist da, um Perspektiven zu eröffnen, Übersicht, Freiheit, Erkenntnis, um die Schädeldecken zu weiten und die Augen zu klären.“ Ganz unsere Ansicht. Aber, kann man das Schädeldecken-Weiten nicht auch auf gut schweizerisch besorgen?

Sie behaupten, daß wir in unserer Ankündigung den bedenklichen Fehler begingen, das Publikum öffentlich zu unterschätzen. Ein kluger Geschäftsmann, schreiben Sie, würde gesagt haben: „Auf das intelligente Schweizer Publikum vertrauend, auf das Volk Calvins, Rousseaus, Zwinglis und des Völkerbundes, wage ich es, eine gediegene literarische Zeitschrift vorzubereiten.“ Nein, wir unterschätzen das Publikum weder öffentlich noch privat. Der Beweis: Wir wagen eine gediegene Zeitschrift vorzubereiten. Nicht ausgerechnet „für das Volk Calvins, Rousseaus, Zwinglis und des Völkerbundes“, aber für alle die Vielen, vom Propheten bis zum Scheibenputzer, die, jeder an seinem Platze, ihre Arbeit tüchtig besorgen und darüber hinaus mit klaren Augen das vielgestaltige Leben unseres Vaterlandes betrachten. – Sie befürchten, daß unsere Zeitschrift ihres schweizerischen Charakters wegen „dämonisch langweilig“ zu werden verspreche. Wir glauben das Gegenteil und wollen es beweisen – von der ersten Nummer an.

Und zum Schluß: Dürfen wir vielleicht zu behaupten wagen, daß Ihr „Offener Brief“ von ganz bestem schweizerischer Eigenart ist? Wenn immer in der Schweiz ein neues Unternehmen an den Tag tritt, so fängt nämlich von allen Seiten an zu tönen: „Ist das nun wirklich das Notwendigste? Und wenn es schon sein muß, warum in aller Welt gerade jetzt? Warum in aller Welt gerade so?“ Aber nicht diese Schweizer Eigenart wollen wir in unserer Zeitschrift pflegen. Lieber „Hypothetischer Mitarbeiter“, lassen Sie den Pessimismus, verlassen Sie Ihre Hypothese und arbeiten Sie mit uns!“

Geist und Werk

Hier ist der Ort, wo des Mannes gedacht werden muß, der auf einen Teil der Jugend dieser Generation des Jahrgangs 96 einen entscheidenden Einfluß ausgeübt hat: Paul Häberlin. Der Schweizer Spiegel hat nicht nur Beiträge des Philosophen veröffent-

Da musste ich lachen

Ich bin leidenschaftlicher Sportfischer. An einem herrlichen Ferientag fuhr ich also wieder einmal früh am Morgen mit meinem Wagen in gemütlichem Tempo bergwärts auf kurvenreicher Strasse einem brausenden Wildbach entlang. Bald fand ich das ideale Plätzchen, wo ich meine Würmchen baden konnte. Ich öffnete den Kofferraum, zog meine Stiefel aus und stieg in die noch höheren Lotsenstiefel, die bis zur Hüfte reichen. Nachdem ich meine Angelrute und die üblichen Fischerutensilien hervorgekramt hatte, stieg ich hinunter zum Wasser, traf die ersten Vorbereitungen, um die Angel auszuwerfen — und war schon ganz im Element.

Ohne Absicht werfe ich so nebenbei einen Blick zurück, hinauf zu meinem Wagen. Da — zum Donnerwetter, wer macht sich dort an dem Mobil zu schaffen? Augenblicklich lege ich meine Rute hin und schleiche möglichst geräuschlos hinauf zu meinem Auto, das ich von hinten elegant umgehe, um von der linken Seite her den Störenfried zu überraschen.

«Was händ Sie da i dem Wage ine z sueche, hä?» rufe ich dann plötzlich energisch — aber nur das Rauschen des Wildbaches ist zu vernehmen, von der hochgezogenen Kofferraumtüre kommt keine Antwort. Wutentbrannt springe ich nun hinter dem Wagen hindurch ... und will auf meinen «Gauner» los — und — stehe vor meinem Paar Stiefel, die ich dort vergessen hatte, anstatt sie im Kofferraum zu versorgen! In der Perspektive vom Wildbach hinauf zu meinem Wagen sah das Ganze so aus, als ob ein Autoplünderer am Werk wäre.

Mit mir allein habe ich es noch nie so lustig gehabt, sicher haben die Fische in mein schallendes Gelächter eingestimmt.

W. J. in W.

licht, sondern der Verlag hat auch zahlreiche Bücher Häberlins herausgegeben, so «Das Wunderbare», «Ethik», «Handbüchlein der Philosophie» usw. Beide Verleger haben bei ihm studiert; er bildete den Kern eines vielleicht nicht sehr großen, aber maßgebenden Kreises im schweizerischen Geistesleben. Der Schweizer Spiegel ward ein Exponent der Häberlinschen Weltanschauung und der daraus entwickelten Lebenshaltung. Selbstverständlich gehört es nicht in den Rahmen dieser Erinnerungen, die Verzweigungen von Häberlins Wirken darzustellen. Aber die wichtigste muß erwähnt werden: Der Lehrer Häberlin hat eine Generation desorientierter, unzufriedener, skeptischer junger Menschen – fast möchte man sagen auf dem Umweg über die Philosophie – zum Gottesglauben zurückgeführt.

Müßte ich die Epoche, die nach 1914 begann, benennen, so würde ich sagen, es sei das Rasierklingen-Zeitalter gewesen. Was vorausging, das waren die Rasiermesser, und was nachher kam, das waren die elektrischen Rasierapparate. Es hing mit der von Helen Guggenbühl geführten Rubrik «Der vereinfachte Haushalt» zusammen, daß die technischen Neuerungen, die auf den Markt kamen, im Inseratenteil der Zeitschrift eine wichtige Rolle spielten. Staubsauger, Kühlschränke, Reißverschlüsse, Cosy-Herrenwäsche, Kunstseidenstrümpfe, Rasierseifen, Radioapparate stellten sich als Requisiten einer neuen Epoche dar. Die ersten Strandbäder wurden eröffnet. Wenn manche Psychologen und Pädagogen gegen die sogenannte aufreizende Bildreklame eiferten, so hatten sie entschieden unrecht, denn gerade sie war es, die zur Entgiftung der Erotik beitrug, zur Überwindung jener Prüderie und der Tabus, unter denen unsere Generation in der Jugend so viel gelitten hatte. Der aufgeschlossene Lebensstil widerrief sich auch im Inseratenteil des Schweizer Spiegel.

Helen Guggenbühl verstand es, die Arbeit der

Hausfrau und Mutter ins Geistige zu erheben. Ihr Leitmotiv für den Frauenteil der Zeitschrift war, daß die Führung eines Haushalts kein notwendiges Übel ist, wie damals manche andere Verfechterinnen und Verfechter der Frauen-Emanzipation behaupteten, sondern als einer der wichtigsten Beiträge zur Lebensgestaltung eine ebenso kulturelle Funktion erfülle, wie das Schreiben einer Abhandlung über Goethe.

Die köstlichsten Geschichten im Schweizer Spiegel stammen von Fortunat Huber. Er besitzt eine einzigartige Fähigkeit, sich in Personen hineinzudenken und sie in der Ichform darzustellen. Seine große Menschenkenntnis, sein Verständnis für die seelischen Zusammenhänge, seine Toleranz und sein Humor kennzeichnen ihn als einen der besten Erzähler unserer Epoche – in seinen kleineren Erzählungen wie in seinen Büchern «Jean Lioba, Privatdozent», «Der Sündenfall» und später «Die Glocken der Stadt X». Er hat bei weitem nicht die Anerkennung erhalten, die ihm gebührt. Es besteht bei uns ein Vorurteil gegen Schriftsteller, die zugleich Verleger sind. Er hat zudem ursprünglich unter einem Pseudonym Werke veröffentlicht, das in den (alphabetisch geordneten) Katalogen an beinahe letzter Stelle kam: Richard Zaugg.

Adolf Guggenbühl hatte mit seinem ersten Büchlein, «Der schweizerische Knigge», einen heute noch andauernden Erfolg. Es folgten unter anderen: «Zerfall und Erneuerung der Gemeinschaften», «Der Kampf um die schweizerische Eigenart», «Kein einfach Volk der Hirten», «Glücklichere Schweiz». Mit diesen Publikationen hat er das «vielgestaltige Leben unseres Vaterlandes» nicht nur dargestellt, er hat es beeinflußt, er hat es mitgestaltet, er hat es verteidigt. Als einer der ersten erkannte er die Gefahren, die es bedrohten. Man darf ihn ohne Übertreibung als den Schöpfer der geistigen Landesverteidigung bezeichnen.

*Les Cèpes à la Bordelaise –
Le Steak en cocotte au fumet de poivre
...immer gluschtige Spezialitäten im
Restaurant zur SAFFRAN, ZÜRICH*

Andreas Sulser, Zunftwirt



Wem gehört diese Spur?

Bestätigung in der Bedrohung

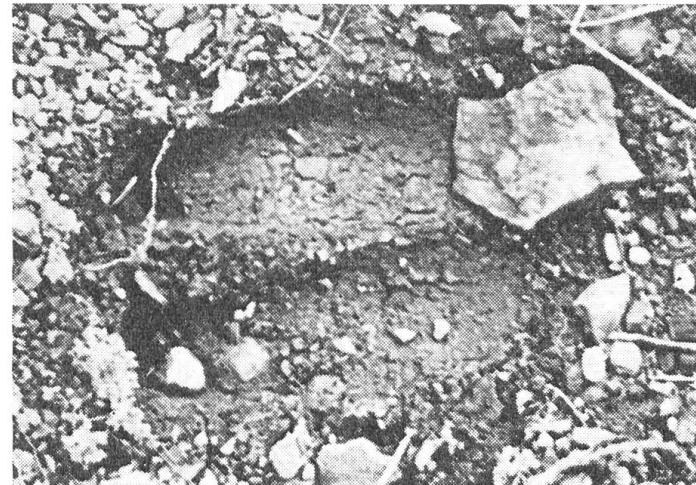
Hier wurde nur versucht, die Atmosphäre im Jahre der Gründung der Zeitschrift anzudeuten. Bedeutende Vorgänger des Schweizer Spiegel waren eingegangen; es sei bloß an die «Schweiz», «Das Schweizerland», an «Wissen und Leben» erinnert. Im Gegensatz zu heute bestand in unserem Lande kein literarisches Klima. Wie schon zu Kellers, zu Gotthefs Zeiten war unser Schrifttum nach Deutschland ausgerichtet, die Erfolge und der Ruhm der schweizerischen Schriftsteller kamen auf dem Umweg über den nördlichen Nachbarn ins Land.

Der Erste Weltkrieg hatte diese literarische Abhängigkeit wohl unterbrochen, aber sie war schon wenige Jahre nach dem Friedensschluß wieder auf dem besten Wege, sich von neuem einzunisten. Die Zeit bis zur Machtergreifung durch den Nationalsozialismus war die gefährliche Zeit, weil ein offensichtlicher Grund für eine Bedrohung gar nicht vorhanden war. Der zeigte sich erst vom Jahre 1933 an.

Das Verdienst der Gründer des Schweizer Spiegel war deshalb keineswegs spektakulär. Die Zeitschrift kämpfte nicht gegen einen ausländischen Einfluß, sondern ihr Anliegen galt einfach einer intensiveren Bewußtseinswerbung der Schweiz. Fast möchte ich sagen, die Verleger hätten eher einem untrüglichen politischen und kulturellen Instinkt gehorcht als einer starren Konzeption. Die Auseinandersetzung mit der schweizerischen Wirklichkeit, die Widerstände, die Hindernisse, die immer sichtbarer werdenden Gefahren haben dann im Laufe der Jahre bestätigt, wie wichtig jenes sich bewußter Werden war und was für ein Wagnis sie eingegangen waren.

Dieses Wagnis bestand wohl auch auf materiellem Gebiet, aber das zählt weniger als die Tatsache, daß Adolf Guggenbühl und Fortunat Huber rund vierzig Jahre ihres Lebens dem Vaterland dargeboten haben. Gründer, Herausgeber, Redaktoren der Zeitschrift Schweizer Spiegel – das sind Gradabzeichen meiner Freunde und Altersgenossen. Es sind unpathetische Bezeichnungen, berufliche. Wachsam, sich selber treu, haben sie ihr freigewähltes Amt ausgeübt, keine Sensation gesucht, aber auch ein klares Wort auszusprechen nie gescheut.

Ich kann mir keine kulturelle Geschichte der deutschsprechenden Schweiz in jener Zeit vorstellen, in der die Ausstrahlung des Schweizer Spiegel nicht gewürdigt würde.



Von Willy Gamper

Genau so, wie es da vor uns liegt, hat man es mir geschildert, das Val Mingér, im östlichen Teil des Nationalparks. Es ist breiter und offener als die anderen Täler. Die Alpwiesen der obersten Talpartie sind durchsetzt mit dunklen Arvengruppen, weiter unten schliesst sich das Gehölz zum Bergwald, in welchem sich da und dort verträumte Wiesentälchen verlieren. Von den Talflanken lecken kahle Wildbachrinnen in das dichte Grün hinunter. Schon beim blossen Anblick dieser Landschaft packt einen das Jagdfieber; gewiss muss es da von Wild wimmeln! Mit den Ferngläsern suchen wir das vor uns liegende Gelände ab, allerdings ohne Ergebnis. Dann folgen wir der steil abfallenden Wegspur, welche in den Talgrund hinunterführt. Vorsichtig prüfen wir den Pfad, bevor wir unsere Schritte setzen. Da erkenne ich in einer sandigen Vertiefung neben dem Weg eine grosse, auffällige Tierspur. Deutlich kann ich zwei Hufschalen unterscheiden, wie wir sie von den Rehen her kennen. Aber diese hier sind beinahe doppelt so lang, viel breiter und vorne etwas rundlich. Ohne es zu wollen, denke ich an Rinder, obwohl ich genau weiß, dass im Park nicht geweidet wird. Dann erwacht in mir ein ganz bestimmter Verdacht. Ich stelle den Rucksack auf den Boden und setze mich. Auch mein Begleiter greift zum Glas und wir beginnen, fast hätte ich gesagt Meter für Meter, die Wiesentälchen unter uns abzusuchen. Plötzlich weist mein Freund nach den Runsen hinüber. Ich habe zunächst Mühe, die Stelle zu finden – aber jetzt erkenne ich sie auch, die fünf Hirschkuhe, welche dort am Rande der Krüppelföhren geruhsam äsen. Eigentlich habe ich mir die Begegnung mit Hirschen dramatischer vorgestellt. Immerhin geniessen wir minutenlang den Anblick des herrlichen Wildes, und bevor wir weitergehen, knipse ich verstohlen die Hirschspur im Sand – als Souvenir sozusagen.